

**Die Familie Stern: Mit fünfzehn Jahren allein
in der Welt. Zwei Brüder überleben
die Ermordung von Eltern und Schwester**



Dies ist die Geschichte der Brüder Heinz und Hermann Stern, geboren 1924 und 1927 in Stuttgart. Sie wuchsen auf, zusammen mit ihrer älteren Schwester Ruth, in einer wirtschaftlich gut gestellten jüdisch-religiösen Familie. Vater Albert und Mutter Hertha, geb. Deller, hatten beide mehrere Geschwister. Hermann, der von Geburt an in der Azenbergstraße 51 aufwuchs, erinnert sich: »Wir lebten in einem geräumigen Haus mit drei Stockwerken, umgeben von einem großen Garten mit Blumen und Obstbäumen. Meine Eltern liebten einander und sie schlossen ihre drei Kinder mit ein in diese Liebe.«

Die Woche über war der Vater als Handelsvertreter für drei große Textilfirmen mit der Eisenbahn unterwegs. Zur Bewunderung seiner Kinder wusste er die für ihn wichtigen Fahrpläne alle auswendig. Freitags kurz vor Sonnenuntergang, dem Beginn des Sabbats, hatte die Mutter schon alles für seine Rückkehr vorbereitet. Emilie, Kindermädchen und Haushaltshilfe in einer Person, ging ihr dabei zur Hand. »Wir hatten ein Radio, einen Phonographen und klassische Schallplatten. Meine Mutter konnte Geige spielen.

Die Opernmelodien, welche durch das Haus zogen, klingen mir noch immer in den Ohren.«

Die Nachbarn im fast baugleichen Haus Azenbergstraße 49 hießen Hochfeld, man stand sich gut mit ihnen. Im Haus 53 wohnte ein »böser« Nachbar, den die Kinder fürchteten. Weiter oben in der Straße wohnte ein entfernter Verwandter. Auch in Fellbach wohnten Verwandte, mit denen man engen Kontakt hielt. Onkel Jakob Stern, ein Jahr älter als sein Bruder Albert, betrieb eine Eisen- und Metallgroßhandlung. Besonders mochten die Kinder seine Frau Emilie, geb. Schäble, die keine Jüdin war. Der einige Jahre ältere Vetter Sigi tat sich als Fußballer und Leichtathlet in der Fellbacher Sportgemeinschaft hervor.

Ruth besuchte das nahe gelegene Königin-Charlotte-Gymnasium für Mädchen, ab 1937 »Hölderlin-Oberschule«, wo sie bis zu ihrem Schulabschluss im Frühjahr 1939 bleiben konnte, wohl weil der Vater Frontsoldat gewesen war. Heinz kam 1931 als Elementarschüler in die Falkert-Versuchsschule. Er erinnert sich: »Es wurde besonderen Wert auf die bildliche Gestaltung all unserer schulischen Arbeiten gelegt. Auch lernten wir lesen und rechnen hauptsächlich im Spiel, das heißt wir kauften und bestellten »Waren« in einem so genannten kleinen Laden, der in der Ecke des Klassenzimmers stand.« Besonders liebte er seinen Lehrer, der ihn in den vier Grundschuljahren unterrichtete: »Herr Pfizenmayer ließ nie das geringste Zeichen von Antisemitismus erkennen. Er besuchte unsere Familie während des Hanukafestes sogar einmal zu Hause.«

Ganz anders ist seine Erinnerung an das eine Jahr an der weiterführenden Friedrich-Eugens-Oberrealschule. Dort zitierte ein Lehrer in SA-Uniform den Elfjährigen vor die Klasse, um ihn als »Beispiel für die nichtarische Rasse« vorzuführen!

Hermann, der Jüngste, ging nur ein Jahr lang in die Falkertschule, wo er als einziger jüdischer Junge in der Klasse unter seinem Lehrer, der bezeichnenderweise Braun hieß, zu leiden hatte. Ein jüdisches Kind mit hervorragenden Leistungen in Sport überstieg offenbar dessen Horizont. Gern wechselte Hermann, wie dann auch Heinz, auf die 1934 neu gegründete jüdische Schule in der Hospitalstraße.

Das tägliche Leben der Familie ist zunehmend beeinträchtigt durch die politische Entwicklung in Deutschland. Für Kinder hieß das: Spielplätze, Parkanlagen, Schwimmbäder und Kinos sind für sie verboten, weiterführende Schulen ebenso. Einen vorläufigen Höhepunkt der Verfolgung stellte 1938 das Judenpogrom dar. Heinz blickt zurück: »Ich erinnere mich gut an den 9. November 1938 als ich auf dem Weg zur Schule war, die neben der Synagoge lag. Ich sah plötzlich Rauch und Flammen, und die Feuerwehr, die nicht eingriff.« Der Vater entging der Deportation nach Dachau nur durch den »glücklichen« Zufall, dass er krank im Bett lag. Kurze Zeit später ver-



Hermann (Männli, l.), Ruth und Heinz (r.),
ca. 1932



Ruth und Heinz vor der Azenbergstraße 51, ca. 1931

lor er seinen Arbeitsplatz. Aufgrund der »Judensteuer« von 25 Prozent auf alle Vermögenswerte ist Familie Stern zum Verkauf ihres Hauses gezwungen. Herr Stadel, der ein Friseurgeschäft beim Hindenburgbau hat, kann es »günstig« erwerben. Später muss Familie Stern in eine kleine Wohnung in der Seestraße 89 ziehen. Juden dürfen nur noch in Häusern wohnen, deren Besitzer selbst Juden sind.

Die Situation in den von den Nazis beherrschten Gebieten veranlasst die Regierung in Großbritannien im Dezember 1938 zu dem Angebot, 10 000 jüdische Kinder und Jugendliche bis 17 Jahre in ihrem Land aufzunehmen. Familie Stern gelingt es, ihre Söhne auf eine Liste für diese Kindertransporte zu setzen.

Im Juni 1939 verabschiedet Familie Stern ihren älteren Sohn Heinz. Was es für einen noch nicht einmal Fünfzehnjährigen bedeutet, ins Ausland zu fliehen, auf unbestimmte Zeit und zu fremden Menschen, ist schwer vorstellbar. Dass er ab jetzt sein Leben allein würde meistern müssen, war Heinz zum Glück nicht bewusst. Zunächst genoss er das Gefühl der Befreiung. Über den Augenblick, an dem der Zug die Grenze passiert, schreibt er später: »Ein lauter Schrei »Nieder mit Hitler« brach aus den Kehlen all der Kinder im Wagen und setzte sich fort bis der Zug am ersten holländischen Bahnhof hielt, wo wir von freundlichen holländischen Damen fürstlich empfangen und mit Süßigkeiten und anderen Leckereien überhäuft wurden.«

Ruth hat inzwischen eine Ausbildung als Krankenschwester am jüdischen Krankenhaus in Fürth begonnen. Ihr Wunsch ist, nach Palästina auszuwan-

dern. Mit Beginn des Krieges am 1. September 1939 erlischt die Hoffnung, dass auch Hermann sich nach England retten kann. Nach Beendigung der jüdischen Volksschule beginnt er 1941 eine Lehre bei Schreinermeister Mutschler.

Vetter Siegfried aus Fellbach war schon im Mai 1940 im Frankreichfeldzug gefallen, anderen Verwandten war die Auswanderung geglückt. Albert Stern bemüht sich um Visa für die USA, wo sein Vater durch einen langjährigen Aufenthalt die Staatsbürgerschaft erworben hatte. Ablehnungsgrund ist, dass Albert Stern im Ersten Weltkrieg auf Seiten des deutschen Feindes gegen die USA gekämpft habe.

Ende November 1941 wird Stuttgart für die Familie zur Falle. Wie über tausend andere Juden aus ganz Württemberg müssen sich die Sterns auf dem Gelände der Gartenschau auf dem Killesberg »sammeln«. Vom Nordbahnhof aus geht es in Richtung Osten. Hermann erinnert sich: »Am 1. Dezember 1941 wurden wir in einen Personenzug verfrachtet, dessen Ziel uns nicht mitgeteilt wurde. Man sagte uns nur, die Juden sollten in der Nähe der deutschen Front zur Arbeit eingesetzt werden. Da der Zug ein normaler Personenzug war, auch mit Heizung, konnte man uns glauben machen, dies sei ein befristeter Arbeitseinsatz. Der Gipfel der Ironie war, dass wir sogar selbst unsere Fahrkarten bezahlen mussten. Ruth war extra aus Fürth gekommen, um auf dieser Reise mit dabei zu sein. Sie dauerte vier Tage und Nächte unter relativ annehmbaren Bedingungen.«

Ganz anders die Ankunft in Skirotawa bei Riga: »In dem Augenblick als wir den Zug verließen, schlug uns die grausame Wahrheit ins Gesicht, ohne dass wir innerlich darauf vorbereitet waren.« Nazi-Sicherheitsoffiziere mit lettischen SS-Freiwilligen setzen bei jeder Gelegenheit ihre Knüppel ein. In eisiger Kälte müssen die Ankömmlinge kilometerweit zu Fuß gehen, bis sie völlig erschöpft und demoralisiert das Lager Jungfernhof erreichen. Ruth rettet den durchfallkranken Vater mit einem kleinen Fläschchen Opium aus dem Krankenhaus in Fürth. Dem Bruder massiert sie die erfrorenen Füße. Sie selbst macht eine Lungenentzündung durch. »Nur meine Mutter brachte noch ein wenig Optimismus auf, um nicht ganz in Verzweiflung zu verfallen.« Die Unterkünfte sind erbärmlich. »Täglich starben dreißig bis vierzig Personen durch Hunger, Kälte, Krankheiten und Erschöpfung. Sie mussten beerdigt werden. Wie macht man das, wenn der Boden drei Meter tief gefroren ist? Mit Eisenstangen mussten wir Löcher in den Boden brechen. Dann wurde Sprengstoff in den Löchern zur Explosion gebracht, um den Graben groß genug zu machen für die Leichen. Das war meine Arbeit.« In diese Zeit fällt Hermanns fünfzehnter Geburtstag.

Die noch gesunden Jugendlichen werden Zug um Zug in das einige Kilometer entfernte KZ Salaspils verlegt. Rudolf Lange, der als »Endlösungs-experte vor Ort« an der Wannseekonferenz im Januar 1942 teilgenommen



Familie Stern: (v. l. n. r.) Emilie Stern geb. Schäble, Clara Vollweiler geb. Stern (Schwester von Albert und Jakob Stern, wahrscheinlich in Theresienstadt ermordet), Ruth, Hertha und Albert Stern im Garten von Onkel Jakob Stern in Fellbach, Sommer 1941

hatte, hat auch dort, wie in den anderen lettischen KZs, die Oberaufsicht. Hermann wird Zeuge seiner mörderischen Willkür: »Jedes Mal wenn er ins Lager kam, erschoss er eigenhändig mindestens fünf Juden, wahllos und ohne Grund. Vorher war er nicht zufrieden. Bei einem seiner Besuche hörte ich, dass er da war, und versteckte mich bei den Latrinen. Unglücklicherweise wollte er gerade diesen Abschnitt inspizieren. Ich schlich mich weg von den Latrinen, aber die Tür machte ein Geräusch. Er drehte sich um, sah mich und befahl mir näher zu treten. Ich ging von Kopf bis Fuß zitternd zu ihm und war sicher, meine letzte Stunde sei gekommen. Zu meinem Erstaunen bemerkte er nur, mein gelber Stern sei nicht ordentlich angenäht. Dann ging er weiter. Offenbar hatte er seine tägliche Mordquote bereits erfüllt. Wie ein satter Löwe, der Beute sieht, aber sie entkommen lässt, weil er keinen Hunger mehr hat, ließ der verhasste Mörder mich leben.«

An das Ende erinnert sich Hermann so: »26. März 1942: Nun sind wir bei dem unvergesslichen Datum angelangt. Die Deutschen bezeichneten es als »Aktion Dünamünde«.« Dorthin sollten 1800 sorgfältig ausgewählte Juden geschickt werden, unter ihnen Vater und Mutter Stern sowie Tochter Ruth, zur Verrichtung »leichterer« Arbeit in einer Sardinenfabrik. Diese Fabrik hat es nie gegeben. Das wirkliche Ziel war Bikernieki, ein Hochwald nicht weit von Riga. Hermann darf sie nicht begleiten. Seine Arbeitskraft wird noch gebraucht.

Etwa zwei Wochen später erfährt er durch den Lagerältesten die grausame

Wahrheit, die dieser durch seinen Kontakt mit einem lettischen Bauern erfahren hatte: »Zu dessen Haus kam eine junge Frau, verstört und ohne Kleidung. Diese erzählte ihm, sie sei unter denen gewesen, die erschossen worden seien. Sie stellte sich tot bis die Mörder den Ort verließen. Auf diese Weise wurden mein Vater, 59 Jahre alt bei seinem Tod, meine Mutter, 46 Jahre alt, und meine Schwester, 20 Jahre alt, kaltblütig ermordet. Sie wurden wie Hunde erschossen, ihre Leichen in einen großen Graben geworfen, der schon zuvor ausgehoben worden war. Der 26. März 1942 war der schlimmste Tag meines Lebens.«

Heinz in England hatte zu Beginn des Krieges einen Leserbrief verfasst, in dem er vorschlug, dass die Flüchtlinge für eine mögliche deutsche Invasion Waffen erhalten sollten. Umso bestürzter war er, ab seinem 16. Geburtstag plötzlich als »feindlicher Ausländer« zu gelten und vielfachen Einschränkungen unterworfen zu sein. Als Kämpfer in der »Jewish Brigade« ist er nach Kriegsende an der Befreiung von Konzentrationslagern und der Rehabilitation von Überlebenden beteiligt. Bei einem Blitzbesuch in Fellbach kann er sich davon überzeugen, dass Onkel Jakob der Deportation entgangen war. In dieser Zeit erfährt er vom Schicksal seiner Familie. Nun kann er nicht mehr hoffen.

Da erreicht ihn im Juli 1945 ein Telegramm mit der Nachricht, sein Bruder sei am Leben! Er erhole sich in einem jüdischen Jugendheim in Moissac/Südfrankreich von seiner unbeschreiblichen Odyssee durch Lager um Riga über weitere Lager, einschließlich dem Vernichtungslager Stutthoff, seiner Flucht während eines Todesmarschs, einer Typhuserkrankung, durch die er auf 28 Kilo abgemagert war, und einer wochenlangen Reise quer durch Polen und Deutschland zu Fuß, per Pferdewagen, LKW und Bahn bis Paris.

Das Wiedersehen ist unvergesslich: »Hermann schlief noch, als ich sein Zimmer betrat. Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten und rief ihm zu, er solle aufwachen. Auf das, was folgte, war ich nicht gefasst: Er öffnete die Augen, setzte sich auf, ... sah mich an und ... zu meiner tiefsten Enttäuschung – legte sich wieder schlafen, offensichtlich überzeugt, dies sei nur wieder so ein Traum. Als wir uns Sekunden später in die Arme fielen, waren unsere Tränen der Trauer mit Freude vermischt; einen Augenblick lang hatten wir das Gefühl, die Zeit sei stehen geblieben und die sechs schrecklichen vergangenen Jahre habe es nie gegeben.«

Beide Brüder leben heute in Israel, Heinz im Kibbutz Laví in Untergaliläa, den er ab 1949 mit seiner englischen Frau Lily und vielen anderen »Kindertransport-Kindern« aufgebaut hat. Zusammen haben die Brüder sechs Kinder, 23 Enkel und acht Urenkel. Heinz resümiert: »Ja, ich glaube, wir haben Hitlers Pläne letztlich doch durchkreuzt!«

Susanne Bouché